



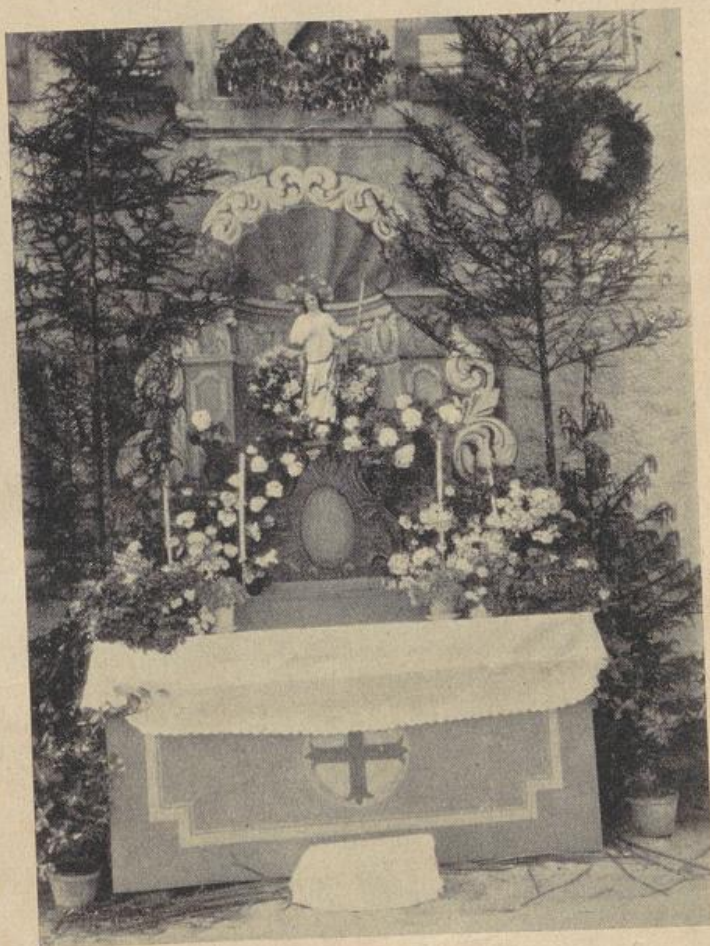
Was dem eucharistischen Heiland im afrikanischen Busch nicht alles
passieren kann.

Was dem eucharistischen Heiland im afrikanischen Busch nicht alles passieren kann

Von P. Joseph Kammerlechner CMM.

Als ich noch in der bayerischen Heimat als Seelsorger war, hat mir einmal auf einem Verzehrgang ein Hund den Chorrock heruntergerissen. Nun ist das gar nicht angenehm, wenn man das Allerheiligste trägt, denn man fühlt sich so wehrlos mit dem „Verborgenen Gott“ in der Hand. Man kann sich nicht verteidigen, weil man sonst ja die Ehrfurcht vor dem Allerheiligsten verletzen würde. Wenn so etwas schon in christlichen Gegenden geschieht, wo man das Allerheiligste feierlich übertragen kann, und dann alle Gläubigen, die dem Priester begegnen, anbetend in die Knie sinken, so ist leicht zu verstehen, daß in der Mission, wo man die Krankenkommunion nicht feierlich bringen kann, schon wegen der weiten Entfernungen und noch aus viel anderen Gründen so manches vorkommt, was dem Priester schmerzlich berührt, wenn es die Ehrfurcht verletzt gegen dieses hochheilige Sakrament. Was will man hier in der Mission anderes tun, als eben den Heiland an seiner Brust bergen und irgendein Fahrzeug besteigen, um schnell zu dem Kranken zu kommen, der nach seinem Erlöser verlangt in letzter Stunde. Aber der Weg ist oft so weit und so schwierig und die afrikanische Sonne ist so unbarmherzig mit dem einsamen Wanderer, dem Missionar, der seinen „Verborgenen Gott“ trägt, ohne daß es jemand merken könnte, daß da der Heiland, der König der Welt, auf einem gewöhnlichen Fahrrad durch die afrikanische Einsamkeit gefahren wird.

So möchte man es nicht glauben, daß selbst im afrikanischen Busch auf den einsamen Fahrer mit seinem Heiland auf der Brust solche Gefahren lauern, die man nur in Städten mit ihrem Riesenverkehr



Eronleichnamsaltar auf dem Land
Photo: Br. Lothar Limbacher, Reimlingen



H. Röcher

„Kommt und lobet ohne End',
Das hochheilige Sakrament,
Welches Jesus eingesetzt
Uns zum Testament!“

vermuten möchte. Es ist mir früher schon einmal begegnet, daß ich mit meinem Motorrad im Busch mit einem einfachen Radfahrer zusammenrannte. Das ist gerade hier in der Nähe der Stadt gar nicht so ungefährlich. Da das Leben in der Stadt zu teuer ist, so wohnen viele Eingeborene, die hier in der Stadt arbeiten, außerhalb und sie legen diese Entfernung von einigen Stunden täglich mit dem Fahrrad zurück. Wenn man also am Morgen die entgegengesetzte Richtung fahren muß, d. h. von der Stadt kommt, so begegnet man ungezählten Radfahrern. Nun ist die Sache durchaus nicht so ungefährlich, denn die eigentliche Straße ist wegen des vielen Sandes mit einem Fahrrad fast nicht benutzbar, so geht alles auf dem schmalen Nebenweg, der nur so breit ist, daß eine Fahrradspur Platz findet. Dazu aber haben diese Wege mehr die Gestalt einer Schlangenspur, da sie sich um jedes Bäumchen in einer Kurve herumwinden. Auf diesen Wegen aber fährt der Eingeborene in einer rasenden Geschwindigkeit, gerade als müßte er täglich den Preis gewinnen.

An einem Samstag habe ich einen Krankenruf bekommen. Da das Motorrad wieder einmal streifte, so mußte ich den 2 bis 3 Stunden weiten Weg mit dem Fahrrad machen. Es war schon etwas spät als ich mit dem Allerheiligsten auf der Brust von St. Patrick wegfuhr, so daß ich hoffen konnte, nicht mehr allzu vielen rasenden Radfahrern zu begegnen. Es ist das immer ein schönes Erlebnis für den Missionar, so durch den afrikanischen Busch zu fahren mit seinem Heiland auf der Brust, so richtig der „unbekannte Gott“ für noch so viele, ja für die meisten, die ihm auf seiner einsamen Fahrt begegnen. So fühlt sich der Missionar so recht allein mit seinem Heiland auf diesen stillen, einsamen Fahrten. Mit dem Heiland auf seiner Brust fährt man selbstverständlich kein Renntempo und so möchte man meinen, es sollte auch kein Verkehrsunfall möglich sein. Doch auf den erwähnten Schlangenpfaden ist alles möglich, da man vielfach um die scharfe Kurve nicht sehen kann, bis der entgegenkommende Fahrer schon unmittelbar vor dem eigenen Rad auftaucht. So kam es denn, daß ich auf einsamen afrikanischen Buschpfad von einem Radfahrer überrannt wurde als ich den „Verborgenen Gott“ hinausfahren mußte zu einer sterbenden, alten Frau. Ich sah das Unglück schon kommen, der Weg war so schmal, daß nur ein Rad darauf Platz hatte. Es kam eine scharfe Kurve ganz vom Busch verdeckt. Da sah ich plötzlich einen Eingeborenen per Rad entgegenkommen. Er war nach vorne gebeugt, um ein möglichst schnelles Tempo zu erzielen, dazu ging es für ihn etwas abwärts. Da der Weg auf der rechten Seite war, unmittelbar am Busch, so mußte ich nach links ausweichen, da wir hier links, nicht rechts, ausweichen. Ordnungsgemäß konnte er gar nicht ausweichen, da der dichte Busch unmittelbar am Wege kein Ausweichen zuließ. So wollte ich also vom guten Fahrweg weggehen und auf die linke Seite fahren, die aber sehr sandig war. Da sah er im letzten Moment auf und erkannte in mir den Missionar und in seiner Einfalt und Höflichkeit wollte er mir den guten Fahrweg freigeben. Richtig ausweichen konnte er nicht, so ging er also auf der falschen Seite vom Wege ab und so mußten wir natürlich zusammenrennen, da ich eben daran war richtig auszuweichen. So saß ich also am Boden auf meinem verborgenen Rad und obwohl ich kaum einmal in meinem Leben Nasenbluten hatte, so rann jetzt das Blut in Strömen aus meiner Nase. Doch dem Heiland war nichts passiert, der ruhte noch immer unverfehrt auf meiner Brust. So sagte ich auch nicht viel, denn wer wird denn da lärmern, wenn er seinen Heiland bei sich trägt. Vielleicht war es ein kleines Teufelchen,

das dem Burschen zur verfehlten Höflichkeit ermahnte, um den Christus-träger mit dem Christus niederzurennen. Ich konnte zu meiner Freude feststellen, daß das Rad nicht zu arg beschädigt war, so daß ich weiterfahren konnte. Aber das Rad und mein weißer Tropenanzug ist voll Blutspritzer geworden, einer ist sogar auf den weißen Überzug meiner Verfehburja gefallen, und so durfte ich das erste Mal in meinem Priesterleben mein Blut im Dienste des unblutigen Opferlammes im heiligsten Sakrament vergießen. Möge der liebe Heiland diese Blutstropfen angenommen haben als ebensoviele Röslein der Opferliebe seines Missionars. Doch die Erinnerung an diesen Verfehgang war noch viele Wochen eine sehr lebhaft, denn noch viele Wochen hernach hatte ich bei längerem Sitzen immer das Gefühl, als ob mein Kreuz ein Ladestock wäre. Also so etwas kann einem im einsamen Busch inmitten Afrikas passieren. Das alles aber vergißt der Missionar, wenn er nur Seelen retten kann, und diese Frau, obwohl sie schon lange Zeit nicht mehr Gelegenheit hatte die hl. Sakramente zu empfangen, ist so ruhig und friedlich hinübergewandert, wie mir ihre Verwandten hernach sagten, und auch auf ihrem Todesantlitz hat sich dieser Friede gespiegelt. So hat das kleine Teufelchen, das uns auf dem Hinweg niederrannte doch am Schluß das Nachsehen gehabt und das ist es, was der Missionar bei all seinen Mühen und Sorgen hoffen kann, daß er, sein Meister, der Heiland im Sakrament, doch zuletzt Sieger bleiben wird.

Auch im dunklen Afrika wird es, muß es Frühling werden, Frühling in den unsterblichen Seelen unserer lieben Schwarzen.

Lust und Leid eines Afrikamissionars

Tagebuchblätter von P. Majara CMM.

(Fortsetzung)

3. Der erste Ritt

Die größte Lust, aber auch das größte Leid kann für einen Missionar das Reiten werden. In der Mission heißt es auch wie in Schillers „Glocke“: „Der Mann muß hinaus ins feindliche Leben“. In seiner Hütte auf der Missionsstation befehrt der Missionar keinen Heiden. Hier gilt es den Schäflein nachgehen oder besser gesagt, weil in der Mission die Wege zu weit sind, nachreiten. Wenn der Missionar ein gutes Pferd hat, zahm und lenksam, treu und folgend dem leisesten Wink, dann ist das Reiten ein Genuß, aber wehe, wenn es beim Gaul „menscht“, wehe, wenn der Gaul eine hysterische Stute ist oder ein eigensinniger Bock, dann werden die langen Ritte aufregend und aufreibend, zumal, wenn der Reiter selbst schon aufgeregt und aufgeregten ist.

Als ich vor Jahren die Heimat verließ und auszog in die Mission, da quälte mich auf der langen Seereise oft der Gedanke, wie wird das mit dem Reiten werden; mein Sitzfleisch nicht ledern genug, die Knochen zu kantig, nicht fettgepolstert, die Beine wackelig und die Nerven zappelig — ein vierjähriger Militärdienst im Kriege hatte seine Spuren zurückgelassen.

Nun kamen wir jungen Missionare in Mariannhill an und schon nach einigen Tagen sagte mir der Superior des Klosters: „Mein Vater, morgen